

Arnold Stadler
im Gespräch mit Michael Albus

Was ist Glück? Nachher weiß man es

Ein Lebensbild

Mit der erstmals gedruckten Erzählung
Die schönste Richtung aber war die Himmelsrichtung

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten

© 2018 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller
Umschlagabbildung: © Isolde Ohlbaum
Satz: Schwabenverlag AG
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-1035-3

Inhalt

MICHAEL ALBUS

Die Sehnsucht zur Sprache bringen –
ein Leben lang 9

ARNOLD STADLER

Der Heuberg ist schöner als sonst 12

ARNOLD STADLER

Frühe Erinnerungen – eine zweite Gegenwart 13

Verwoben im kirchlichen Kosmos 16

Das Schöne kann nicht verstanden werden. Es wird geliebt .. 19

Die Zeit floss einfach so dahin 23

Es muss doch mehr als alles geben –

Begegnungen mit der Vergänglichkeit 25

Heimat ist nicht die heile Welt 27

Heimat ist das Gegenteil von »deutsch« 31

Der Schmerz ist eine der Tonarten meines Lebens 34

MICHAEL ALBUS / ARNOLD STADLER

Was ist der Mensch? – »Ich bin erwartungsvoll« .. 36

ARNOLD STADLER

Beide sahen gut aus – Vater und Mutter 41

ARNOLD STADLER

Große Namen 46

MICHAEL ALBUS / ARNOLD STADLER

Ich wollte von Anfang an Priester werden 47

MICHAEL ALBUS

Kein Heimatschriftsteller – Zwischenbilanz 66

ARNOLD STADLER

Abraham a Sancta Clara –

Ich bin gar nicht an ihm vorbeigekommen 68

ABRAHAM A SANCTA CLARA

Viele Leute fürchten sich vor dem Tod 73

ARNOLD STADLER

Conradin Kreutzer –

In seiner Zeit war er ein berühmter Mann 74

FERDINAND RAIMUND / CONRADIN KREUTZER

Das Schicksal setzt den Hobel an – das Hobellied 77

ARNOLD STADLER

Martin Heidegger –

Meßkirch war für Heidegger ein Refugium 78

MARTIN HEIDEGGER

Das Man schreibt die Seinsart

des Alltäglichen vor 86

ARNOLD STADLER

Bernhard Welte – Er war ein Typ 87

BERNHARD WELTE

Liebe hat keine relevanten Oberbegriffe 89

ARNOLD STADLER

Die Sprache ist der Versuch, etwas sagen zu wollen
Meßkircher Perspektiven 90

ARNOLD STADLER

Kannitverstan 95

MICHAEL ALBUS / ARNOLD STADLER

Kein Substantiv, ein Tuwort
Versuch eines Gesprächs über die Liebe 96

ARNOLD STADLER

Psalm 8 119

ARNOLD STADLER

Gott ist mehr als das,
was wir über ihn sagen können 120

ARNOLD STADLER

Die Evangelien: Partituren der Hoffnung 133

MICHAEL ALBUS / ARNOLD STADLER

Mystik – konkret leben aus einem Geheimnis 135

ARNOLD STADLER

Die schönste Richtung aber war
die Himmelsrichtung 156

Eine Erzählung

Glossar 171

Biografische Notiz 188

Textnachweis 189

Die Sehnsucht zur Sprache bringen – ein Leben lang

Arnold Stadler ist kein Insidertyp. Er ist vielen Menschen seit vielen Jahren durch seine Bücher bekannt. Und die haben es in sich. Sie lesen sich nicht immer leicht. Aber wenn einmal die ersten Hürden überwunden sind, dann eröffnet sich für die Leserinnen und Leser eine andere Welt. Sie vernehmen eine »andere« Sprache, die aus der Welt des Alltäglichen hinausführt – und doch wieder in ihr verbleibt.

Zeiten fließen ineinander, Entfernungen werden mit anscheinend leichten Schritten verkürzt oder überwunden. Arnold Stadler erzählt von Erinnerungen, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich sind.

Zuweilen wird seine Sprache drastisch. Nicht nur die Sprache der Liebe hat bei ihm einen anderen Ton, den »Stadlerton«, wie ihn Martin Walser* genannt hat. Unverwechselbar, sperrig manchmal. Aber durchsetzt – nein: infiziert – von einer großen Sehnsucht und einem großen Schmerz. Von der Sehnsucht nach Heimat zum Beispiel, nach Heimkommen aus der Fremde und vom Schmerz über die Vergänglichkeit.

Wichtig ist für Arnold Stadler auch die Frage nach der Religion, nach dem Glauben, auch nach der katholischen Kirche. Er hat einmal Theologie studiert und wollte Priester werden. Das hat bei ihm Spuren hinterlassen. Oft in Form von Fragen, auf die auch er keine Antworten hat. Auf

die keiner eine Antwort hat. Deren Antwort die Frage selbst ist.

In einer Welt, die schön und schrecklich zugleich ist, deren Schönheit er aufzuspüren versucht und deren Schrecken ihn überfallen, ist Arnold Stadler ein Suchender. Einer, der »weiß«, dass der Schmerz der Grundriss des Seins ist.

Arnold Stadler stammt aus Rast* über Meßkirch*, wie über Jahrhunderte die Postadresse jenes Dorfes hieß, genau da, wo die junge Donau und der Bodensee, der ja auch ein besonders schöner Abschnitt des Rheins ist, am nächsten zusammenkommen. Stadler nennt diese Gegend von daher auch Schwäbisch Mesopotamien. Er nannte sie auch schon Fleckviehgau. Geboren wurde er in Meßkirch, Baden, wie es vor der Einführung der Postleitzahlen hieß.

Meßkirch liegt am Rande Deutschlands. Im Süden. In der Bodenseeregion. Ein geschichtsträchtiger Winkel, in dem die Menschen für Wechsel und Veränderung länger brauchen als in anderen Gegenden, widerständiger sind gegen schnelle Neuerungen und Moden. Bis vor einigen Jahrzehnten noch eine durch und durch bäuerliche Welt. Sie ist untergegangen. In Arnold Stadlers Büchern lebt sie in einer ganz unerhörten Weise wieder auf. Er fühlt sich auch als Stellvertreter für die vielen, die nicht davon schreiben und erzählen konnten und können. Er will seinen Vor-Fahren ein Denkmal setzen. Aber als Heimatschriftsteller versteht er sich nicht. Heimat hat für ihn auch nicht im Entferntesten etwas mit »deutsch« oder gar Nationalismus zu tun.

Mich hat Arnold Stadler immer wieder fasziniert und erschreckt. In seinen Büchern habe ich das aufgespürt, was mich bewegt und umtreibt. Nicht nur mich. – Ich wollte ihm ein wenig auf den Zahn fühlen. Am Ende hatte

ich den Eindruck, auch mir selbst auf den Zahn gefühlt zu haben.

Wir haben uns zusammengesetzt, zwei intensive Tage miteinander gesprochen und das Gespräch aufgezeichnet. Dann habe ich in mehreren Arbeitsgängen versucht, den Ertrag in eine lesbare Form zu bringen, die – auch – Interesse daran wecken sollte, sich intensiver mit Arnolds Stadlers Werk auseinanderzusetzen.

Den Charakter des Gesprächs wollten Arnold Stadler und ich nicht verlieren. Das Unfertige beibehalten, das Fragmentarische, Beiläufige, das ein wirkliches Gespräch immer hat. Darin kommt und kam »anderes« zum Vorschein, etwas, das unter der Oberfläche eines »fertigen« Textes oftmals verborgen bleibt.

Eine Besonderheit dieses Buches muss noch benannt werden. Arnold Stadler hat am Ende einen Text freigegeben, der bislang nicht in gedruckter Form veröffentlicht ist. Es ist eine Erzählung. Sie trägt den Titel: »Die schönste Richtung aber war die Himmelsrichtung«. In ihr kommen viele Themen und Begriffe zur Sprache, die durchlaufende Perspektiven seines Werkes sind und die den ganzen Horizont seines Denkens und Fühlens eröffnen. Dafür möchte ich ihm danken.

In den Fluss der Erzählungen und Gespräche habe ich immer wieder Texte eingestreut, die das Gesprochene und Erzählte vertiefen, auf einer anderen Ebene noch ganz andere Fragen provozieren können.

Personen und Begriffe, die mit * gekennzeichnet sind, werden in einem Verzeichnis am Ende dieses Buches erklärt.

Der Heuberg ist schöner als sonst

Ich glaube, wenn ich genau hinschaue, sehe ich den Säntis zwischen den Wolken.*

Die Blumen auf den Gräbern sind schöner als in den Gärten. Kein Wunder, sie sind gut versorgt.

Der Friedhof liegt erhöht und außerhalb. Sehr schön. Man hat von ihm aus den schönsten Blick über die Gegend.

Man sieht alles.

Ich weiß noch, dass ich im Herbst wie die anderen Drachen gebaut habe, die nicht fliegen wollten. Das dicke Pergamentpapier aus dem Küchenschrank, meine ungeschickten Hände und niemand, der mir gezeigt hätte, wie man Drachen baut, damit sie fliegen. Ich habe mit der einen und der anderen linken Hand zuerst nach den geeigneten Latzen im Holzschopf gesucht, mit der Laubsäge falsch angesägt, das schwere Holz falsch zusammengenagelt.

Das Pergamentpapier auf das Holz gelegt und einen Drachen herausgeschnitten. Zwei Mark aus dem Kuchekaschde genommen und bei Frau Burth zwei Rollen Bindfaden gekauft und einen Mohrenkopf für unterwegs. Zwei Rollen Bindfaden aneinandergebunden, in den hinteren Baumgarten gegangen und den Drachen auf den Boden gelegt. An die Schnur gegangen und »meinen Anderen« zugerufen: »Drachen in die Hand nehmen!« Losgerannt und gerufen: »Drachen endlich loslassen!« Doch der Drachen ist nie geflogen. Kein einziges Mal.¹

Frühe Erinnerungen – eine zweite Gegenwart

Über meine frühe Erinnerung, über meine Kindheit, meine Herkunft, die ja auch meine Zukunft ist, habe ich in letzter Zeit öfters nachgedacht. Mit zunehmendem Alter kommt man auf solche Gedanken. Meine erste Erinnerung verbinde ich, erst seit Kurzem, mit Nachbarn. Das war meine Urgroßelterngeneration im Nachbarhof, die Alten, der Näne und die Nane hießen sie damals noch. Beide sind in den 50er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts, 1957, gestorben.

Ich meine, ich könnte auch schon das Pfarrerspielen in der Erinnerung festmachen, genauer gesagt: eine Beerdi-gung spielen für die alten Leute, für die Hahns, wie sie hießen. Das war ein altes Bauerngeschlecht im Hinterland vom Bodensee. Am Bodensee selbst gab es keine Bauern. Das Hinterland war früher wichtiger. Für die Menschen im Hinterland war der Bodensee der Hintersee. Das ist heute, im Zeitalter der Immobilien und des Tourismus, nicht mehr vorstellbar. Gerade umgekehrt: Wo wir waren, da war das wertvolle Land. Ungefähr zehn, zwanzig Kilometer vom See entfernt. Drunten am See waren die sauren Wiesen. Eigentlich war diese Gegend nur schön fürs Visuelle. Bei uns war der fruchtbare Boden. Und wir haben die Alpen, den Säntis, gesehen.

Wir standen viel später einmal im Garten meines Freundes Martin Walser und schauten zu den Alpen. Und da hat

er gesagt: »Der Säntis ist unser Fujiyama.« – Und ich sage jetzt: Der 90-jährige Walser ist »unser« Fujiyama. Für die Schriftsteller und die Menschen, die im großen kulturellen Zusammenhang, den man Südschwaben nennen kann – nördlich vom Bodensee, nach Westen bis zum Südschwarzwald, nach Osten in Richtung Allgäu hin –, leben. Hinter uns der Heuberg mit den Ausläufern der Schwäbischen Alb. Auf der anderen Seite meiner Augen sah ich die Alpen mit dem Säntis, wenn es ein klarer Tag war. Martin Walser ist so etwas wie die Schutzmantelmadonna von Ravensburg, auch der heilige Martin von Ravensburg, der seinen Mantel teilt, den dann die Schutzmantelmadonna über alle ausbreitet. Das war und ist er auch für mich. Ich habe ihn bei seinem 90. Geburtstag wiedergesehen.

Aber zurück zu den frühen Erinnerungen. – Schon mein erstes Buch hat mit Erinnerung zu tun, die dann durch das Nacherzählen zu einer zweiten Gegenwart wird. Ich weiß nicht, ob es stimmt, was ich da erzählt habe. Daraus ist ja dann ein Roman geworden. Dem habe ich den Titel gegeben: »Ich war einmal«. Der erste Teil einer Trilogie. Da haben wir schon die Nähe zum Märchen. Es gibt ja auch eine Wahrheit des Märchens. Das meine ich bewundernd, nicht abwertend. Dabei geht es um die imaginisierende Form des Wiederholens von Bildern, die immer reicher werden. Manchmal auch einseitiger.

Ich habe, glaube ich, verschiedene erste Erinnerungen, wenn ich jetzt darüber nachdenke. Eine fällt mir gerade ein: der große Baumgarten hinter dem Haus. Es gibt ihn immer noch. Er erstreckt sich bis zum Nachbarhof. Unsere zwei Höfe waren die ältesten im Dorf. Auf der einen Seite steht die Kirche. Rast über Meßkirch war und ist ein kleines

Dorf, überschaubar. Es war auch alles da. In meiner Erinnerung war ich als Kind immer im Freien, »draußen«. Und »der Himmel war eine große Gegenwart«, wie der Roman von Ludwig Fels mit einem der schönsten Titel heißt.

Natürlich denkt man in der Erinnerung auch an die ausgeprägten Formen. An die Jahreszeiten, an die Kirchenjahreszeiten. Sie waren sehr wichtig für mich. Ich denke an die Sommer. Aber an die Winter denke ich fast genauso gern. An das Schlittenfahren. So richtige Berge gibt es bei uns nicht. Der Friedhof lag auf dem höchsten Punkt im Dorf. Dahinter gab es einen Abhang, den wir mit den Schlitten hinuntergefahren sind. Einmal wurden wir Kinder dabei fotografiert. Da bin ich mit auf dem Foto.

Ich erinnere mich, dass ich in jener Zeit auch schon gern Lieder gesungen habe.

Wir hatten auch schon ganz früh, ich war damals so um die zehn Jahre alt, einen Fernseher. Es gab nur ein Programm. Das war schwarzweiß, kam vor dem ZDF. Es begann, glaube ich, um 17 Uhr. Nur am Sonntag begann es früher. Vor Programmbeginn kam das Testbild. Manche waren so begeistert, dass sie sogar das Testbild sehen wollten. Und vorher kam noch eine richtige politische Sendung über die Ereignisse der Woche. Die habe ich auch immer gesehen. Sie ging dann über in die Kinderstunde. Die haben wir zusammen mit den Nachbarskindern angeschaut, die keinen Fernseher hatten. Das war auch so an Fasnet. Da gab es aus Mainz »Mainz bleibt Mainz«, orientiert vielleicht an dem berühmten Wienerlied »Wien bleibt Wien«, das ich inzwischen sehr schätze, auch die Heurigenmusik mit Hans Moser*. Ich bin ein Synästhetiker, einer, der

manchmal die verschiedensten Bereiche der Wahrnehmung so sehr zusammenbringt, dass es schwierig ist, es nachzuvollziehen.

Das Fernsehen spielte allerdings nur eine Rolle, wenn man nicht draußen sein konnte. Das war eine entscheidende Voraussetzung. Dass man am hellen Tag vor der Glotze hockte, das gab es nur am Sonntag manchmal.

Es gab bevorzugtere Weisen, den Sonntag zu verbringen. Wir fuhren zum Beispiel nahezu jeden Sonntag zu den Großeltern auf den Bauernhof am Stadtrand von Meßkirch. Der Großvater dort war strikt gegen das Fernsehen. Das kam ihm nicht ins Haus.

Ich stamme noch aus einer ganz bestimmten Schicht von Bauern ab. Es waren stolze, selbständige Bauern, keine Handwerker, keine Fabrikarbeiter, nein, Bauern. Manchmal besaßen sie noch Mühlen. Die Schwester meines Großvaters Arnold Stadler war die Besitzerin der Talmühle in Meßkirch, des Geburtshauses von Conradin Kreutzer*. Diese Schicht ist heute ausgestorben.

Verwoben im kirchlichen Kosmos

Ich war natürlich auch eingebunden, verwoben in einen vorgegebenen kirchlichen Kontext. Die Kinderschwester Maria Radegundis und die Krankenschwester Verana gehörten zu diesem Kosmos. Unvergesslich!

Ich hatte auch eine Tante, die Vinzenterin* war und in Mannheim im Theresienkrankenhaus arbeitete und dort die Unfallstation leitete, in der auch die Säufer Mannheims unterkamen. Sie hat einen großen Einfluss auf mich gehabt, kam zu uns in Ferien. An meinem 50. Geburtstag haben wir

sie beerdigt. Sie wurde 96 Jahre alt. Schwester Maria Roberta hieß sie.

Und unser Pfarrer Andreas Dahringer kam aus Muggensturm. Ich hatte ihn immer als Pfarrer, in meiner ganzen Kindheit und Jugend. Auch er prägte meine frühen Jahre mit, als Pfarrer und Priester. Als Dahringer starb, war ich im ersten Jahr im Priesterseminar. Zu diesem Zeitpunkt war ich 21 Jahre alt.

Von Anfang an hat mich das Messelesen, das »Zelebrieren«, fasziniert. Dadurch bin ich auch völlig immun gegen das Schauspiel geworden. Ich bin kein Mensch des Theaters. Als müsste alles noch einmal abgebildet und gespielt werden! Da ist doch das ganze Leben ein Bei-Spiel von etwas Großem, das wir Leben nennen. Ich brauche da keine Sonderform und nochmalige Abbildung im Kleineren, vielleicht als eine – für mich durchaus nachvollziehbare – Verständnishilfe und als Religionsersatz, wie es zum Beispiel die große Oper ist. (Wobei ich sagen möchte, dass die großen Liebesopern: »Don Giovanni«, »Tristan und Isolde« und auch der »Othello« von Verdi mich tief im Herzen des Hörers treffen. Auf das auf der Bühne Gespielte könnte ich dabei, selbst bei den Salzburger Festspielen und in Bayreuth, wo ich ja auch schon gewesen bin, jeweils verzichten. Ich würde immer und überall eine konzertante Aufführung vorziehen.)

Ich weiß nicht mehr, ob das Messespielen, bei dem ja Spielen und Leben zusammenfielen, schon vor meiner Introibo*-Zeit, der Zeit also, in der ich Ministrant war, stattgefunden hat. Vielleicht war meine erste Messe schon eine Totenmesse, ein Requiem, das ich für meinen Caro, den im Hof überfahrenen Hund, hielt. Wir haben ja auch nicht

nach dem Terminkalender gelebt, sondern nach den Ereignissen und den Jahreszeiten. Sie waren das Gerüst.

Wir haben vor allem nach den kirchlichen Festzeiten gelebt, die ja auch jahreszeitlich abgestimmt waren. Das Christkönigsfest wird ja nicht umsonst am Ende des Kirchenjahres gefeiert. Ich finde das auch viel schöner, den letzten Sonntag im Kirchenjahr mit dem Christkönigsfest zu feiern und nicht mit dem Totensonntag. Das Christkönigsfest hat eine andere, größere Dimension als der Totensonntag. Es ist wie ein Ausblick ins Universum. Dagegen klingt »Totensonntag« sehr ernüchternd.

Diese frühe Zeit war sehr prägend für mich. Und mein ganzes Schreiben ist bis heute durchtränkt von der religiösen Dimension; einmal abgewandelt, ein andermal neu interpretiert. Aber die frühe Zeit ist immer da.

Meine Erinnerungen gehen dann in Bilder und Klänge über. Da ist etwas Helles, Feierliches. Ich höre Orgelmusik und die Sonne scheint durch die Fenster des heiligen Kirchenraumes herein und bricht sich Lichtbahnen durch den Weihrauch. Das erinnert mich dann an meine Zeiten als Raucher. Manchmal halte ich eine Meditation und rauche dabei eine Veni-Creator-Spiritus*-Zigarre. Und wenn die Lichtverhältnisse gut sind, dann steigt der Rauch in seiner schönen Bläue empor. Dazu kann ich mir kein anderes Wort als »empor« denken. Der Rauch steigt nicht hoch. Er steigt empor. Hochsteigen tun manchmal böse Dinge, un-gute Erinnerungen steigen auf, kommen hoch. Dazu der Satz in der Messe, den auch Martin Walser wieder aufgegriffen hat: Sursum corda! Empor die Herzen! Das ist dann der Auftakt für die Erhebung des Herzens, für den Weg ins Innere des Ganzen. Sursum corda! Empor!

Das Schöne kann nicht verstanden werden.

Es wird geliebt

Eine Erinnerung ist ganz zentral für mein Schreiben und auch dafür, wie ich mir den Schriftsteller vorstelle, den ich meine: die Erinnerung an das Schöne.

Ganz wichtig war von Anfang an für mich die Begegnung mit dem Schönen, mit der Sprache. Die ersten auswendig gekonnten und gesagten Verse in einer Sprache, die ich nicht verstand. Und trotzdem waren sie schön.

Da kommt man an einen Scheideweg, an dem sich die Frage stellt: Was ist Literatur? Was ist Sprache? Ich sage: ein Gedicht! Der Introibo-Vers ist ja aus einem Gedicht, einem Psalm in der Vulgata*-Form, in der schönen lateinischen Version: »Introibo ad altare Dei, ad Deum qui laetificat iuventutem meam«, »Zum Altare Gottes will ich treten. Zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf«, sagten früher die Ministranten, es waren immer zwei, am Anfang der Messe, beim Stufengebet. Dadurch kam ich darauf, dass das Schöne nicht verstanden werden kann oder werden muss im vollen Sinne. Es wird geliebt. Wenn man es zu erklären beginnt, ist es verschwunden. Wenn ich ein Gedicht nacherzähle, dann ist vom Gedicht nichts mehr da. Es ist nicht nacherzählbar. Es ist nur wiederholbar. Es ist vieldeutig. Heraklit* sagt: »Keiner steigt zweimal in denselben Fluss.« Nie steigt man zweimal in dasselbe Gedicht. Und doch kehren wir immer wieder zurück.

So geht es mir auch beim Musikhören. Wenn ich zum Beispiel die Musik von Franz Schubert* höre, dann ist die Welt für mich eine andere. Vor allem auch in der Musik, die ganz ohne Sprache auskommt, die sich ganz auf die Abfolge, auf das Nacheinander von Tönen und Klängen be-

schränkt. Ohne dass man sagen kann, dass es schön war, und noch weniger, warum.

Das Schöne ist für mich das »vom Himmel Gefallene«, das voraussetzungslose Unvergessliche, das »einfach so«. Es ist ein Geheimnis. Das Geheimnis enthält ein Mehr an Wissen, als dem Verstand zu wissen und zu verstehen gegeben ist. So etwa habe ich es verstanden.

Das hat Jacques Maritain* immer wieder zum Ausdruck gebracht. Er ist heute nahezu vergessen. Aber dieser Mann, ich bin ihm begegnet über die Literatur, hat die Menschenrechtskonvention der Vereinten Nationen wesentlich mitgeschrieben. Die französischen Philosophen, Theologen und Schriftsteller haben mich, manchmal gerade in der Abgrenzung von ihnen, entscheidend mitgeprägt.

Mein Brevier sind die Tagebücher von Julien Green*. Da finde ich immer wieder den Satz: »Mittagessen bei Jacques«. Auf diesem Weg bin ich zu Maritain gekommen. Wichtig war und ist für mich bei ihm die Erkenntnis, dass es unmöglich ist, sich im Zeitgeist zu verankern. Das kann man nicht: sich im Zeitgeist verankern. Ich formuliere das für mich so: Die Welt war und ist der Ort, wo wir uns in der Zeit verloren haben. Das ist ein Anti-Satz gegen Marcel Prousts* Buch »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«. Das ist zwar schön formuliert, ist mir aber viel zu klar, viel zu nüchtern – und zu wenig. Man sucht doch nicht nur die verlorene Zeit. Das ist zu eindimensional. Der Versuch, die Zeit nur als Vergangenheit zu denken, ist mir zu eindimensional und zu einseitig.

Die Zeit hat, wie die Heimat, auch mit dem Orthaften etwas zu tun. Heimat ist nicht Sprache für mich. Höchstens Muttersprache. Heimat ist etwas, das mit der Zeit zu tun

hat, die vergangenen ist, mit den Orten und mit den Menschen, die da waren.

Auch dieses Jahr wurde wieder das Gedächtnis für meinen Vater gefeiert. In derselben kleinen Kirche, in der ich auch Ministrant war. Sie ist dem heiligen Michael geweiht. Das heißt, dass sie sehr alt ist. Von den Alten war meine Mutter, 90, noch da und eine Tante. Die anderen: weg, gestorben. Bei einem solchen Anlass kommen für mich die Dimensionen, die Erstreckungen von Zeit in einer Gegenwart zusammen. Sie sind vor allem qualitativ, weniger quantitativ. Die Zeit kann man nicht denken. Da komme ich gleich auf den alten Augustinus* zurück, der sagte: »Bevor du mich nach der Zeit fragtest, wusste ich, was sie ist. Jetzt, wo du mich danach fragst, weiß ich es nicht mehr.«

Manche sagen in der Erinnerung an ihre Kindheit, auch an die kirchliche, dass sie dort in einer geschlossenen Welt lebten, die sie am Ende traurig gemacht hat. Das erscheint mir eher wie eine Konstruktion. Die Erfahrung, ganz allein auf der Welt zu sein, die kann man gerade mitten in der Gemeinschaft von Menschen machen. Da kann sie einen überkommen.

Es ist noch gar nicht so lange her: Ich war in Einsiedeln in der Schweiz und bin dort auf die Stele für Paracelsus*, der aus Einsiedeln kam, gestoßen, und darauf stand sein Satz: »Allein und fremd und anders«.

Und ich sehe gerade den 90 Jahre alten Martin Walser in der überfüllten Dreifaltigkeitskirche in Konstanz vor mir. Bei einer Lesung im zeitlichen Umfeld seines 90. Geburtstages. Er stand vorn, inmitten der Menschen – und war ganz allein. Da dachte ich an Paracelsus und den Satz auf der Stele in Einsiedeln.